

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

1919 Nr. 337

für Anhalt und Thüringen.

Jahrgang 212

Bezugspreis: für Halle und Dorente monatlich M. 1,50, vierteljährlich M. 4,50 mit Post. Durch die Post monatlich M. 1,65, vierteljährlich M. 4,95 außer Dorente.
Geschäftsstelle Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62, Fernruf Zentrale 7801, abends von 7 Uhr an Redaktion 6609 und 6610. — Postfach-Post: Leipzig 20512.

Sonntag-Ausgabe

Sonntag, 13. Juli

Anzeigenpreis: Die 5sp. 38 mm breite mm-Standbreite 20 A. Die 5sp. 90 mm breite mm-Standbreite 60 A. Rabatt nach Tarif. Erläuterung Halle-Saale.
Geschäftsstelle Berlin: Bernburger Str. 30, Fernruf Amt Kurier Nr. 0290 Ebene Berliner Schriftleitung. — Verlag und Druck von Otto Uehle, Halle-Saale

Was ein Reichsfinanzminister zuerst tun muß

Von

Dr. Georg Wilhelm Schiele, Naumburg.

Eine Rede halten? Das ist wohl nicht gerade das Nötigste. Herr Erzberger hat die seine gehalten, nachdem zwei andere große Staats- und Finanzmänner vor kurzem uns auch schon je eine Rede gehalten haben. Als Redaktor und Aufsatz angelesen, war sie zweifellos gut. Jede große Zeitung, welche auf Volkstimmung hält, würde sie mit Begeisterung als sensationell bekräftigen haben. Aber eine Rede ist keine Tat, am allerwenigsten auf diesem Gebiet. Wir wollen uns darum mit Herrn Erzbergers Rede nicht aufhalten, weder mit dem, was darin steht, noch mit dem, was darin fehlt; — sondern wollen unsere Frage wiederholen: Was hat ein Reichsfinanzminister zuerst zu tun?

Soll er zuerst die Einnahmen- oder die Ausgabenseite seines Haushalts vornehmen?

Antwort: die Ausgabenseite.

Es will uns scheinen, als wenn die bisherigen drei Reichsfinanzminister, die wir schon hatten, im Gegenteil zuerst und zunächst nur auf die Einnahmenseite geachtet sind. Die Beweisleistungen, die sie vorbringen, ist immer die: Wir brauchen 17½ Milliarden, — also müssen wir löndlich Steuern haben. Na, brauchen wir sie denn? Dürfen wir sie denn brauchen? Die Herren scheinen uns alle noch zu sehr im alten Regime mit ihren Gemeintheiten zu haften. Da hatten wir eine ganz unangenehme und harpame Verwaltung, welche sorgfältig veranlagte, was sie verlangt und erhalten hatte. Aber jetzt?

Jetzt ist es die erste und wichtigste Pflicht, die Ausgabenseite heranzunehmen und die Last der 17 Milliarden abzulagern auf die aller einfachste Weise, indem man einen Teil abwirft, — nicht aber, daß man mit Stockschlägen auf den armen Elend „Woll“ ihn zwingt, sie weiterzutragen. Wenn wir im politischen Sumpf mit 6 Pferden vor dem Wagen nicht weiterkommen, weil die Pferde ganz erschöpft waren, so mühten wir die Last eben verkleinern. Die Last muß der Fuhrkraft angepaßt werden, wenn der Wagen nicht losen bleiben soll. Wie verkleinern wir die Last? Herr Erzberger wird die Frage hinsichtlich auf die Last getragen werden kann, um dann gleich weiterzusprechen mit der Werbung, die sich getragen werden muß. Es gibt aber Lasten, die nicht getragen werden können, wo das Nichtkommen härter ist als das Mühen.

Auch Herr Erzberger redet an einer Stelle von Sparjamkeit, er meint, großzügige Sparjamkeit gäbe es nicht. Wir glauben doch, daß gerade hier in der großzügigen Sparjamkeit die erste und wichtigste Aufgabe eines Reichsfinanzministers besteht. Herr Erzberger deutet auch an, wo diese zu beginnen hat. In der rückständigen, großzügigen Ausrichtung aller unproduktiven Ausgaben in erster Linie der Arbeitslosenunterstützungen. Wir fragen ferner hinzu: in der Verkleinerung des uns unangehörige angebotenen Beamtenüberschusses überall in allen Staatsbetrieben, drittens in der Schließung aller Kriegsgewerkschaften und sonstigen kriegswirtschaftlichen Abwergewerkschaften, welche, ob sie nun mit Plus oder Minus arbeiten, nichts anderes sind als Schmarobergewerkschaft auf der Steuerkraft des arbeitenden Volkes, ferner in der Wiederherstellung der freien Erwerbswirtschaft, damit in Deutschland überhaupt mit rationaler, ehrlicher, harter, freier Arbeit wieder angefangen wird, ohne welche es in Deutschland überhaupt keinen Steuerertrag geben kann, der Finanzminister mag soviel Steuern beschließen lassen, wie er will. Und was der Erfolg der Ausrichtung von dem allen sein würde? Die Unterdrückung oder doch Verkleinerung der riesigen Papiergeldsummen, die bei uns täglich gedruckt und für eine unproduktive Arbeit, für Arbeit, die keine Arbeit ist, für einen Haub und Betrug am Volk hingeprengt werden.

Hier ist die Tat, die ein Reichsfinanzminister zuerst tun muß. Wozu gleich mühte er damit beginnen und damit würde er den Reichsfinanzen viel scheller und viel gründlicher helfen, als mit neuen Steuern. Geheißt das nicht zuerst und gründlich und mit der äußersten Strenge, so bebauten alle solche Steuern und Vermögensabgaben nichts anderes, als daß das letzte deutsche Volksgut, was wir noch haben, in den Wandfort hineingeworfen wird und in einem halben Jahre verschwinden ist, wie die deutsche Handelsflotte. Wir haben einen langen Gang durch die Wüste vor, wo wir mit jedem Schritte Wasser gehen müssen. Aber unter Wasser ist es. Gehen wir nicht lieber erst es dicht machen, ehe wir den letzten Eimer Wasser, den wir haben, hineingießen? So ist das deutsche Reichsstaatsverfall: es strömt aus Hundert Röhren heraus, — was nicht es da, immer von oben mit leidenschaftlicher Geduld hineingeprengt das Beste, was wir noch haben.

Erst dicht machen! Dies ist die Tat, die zuerst

getan werden muß. Ob Herr Erzberger „den sachgemäßen Abbau der Arbeitslosen-Unterstützungen ins Auge faßt“, nur um ihm aus dem Wege zu gehen, oder ob er diese Sache schafft, davon wird es abhängen, ob er in Zukunft als ein wahrer Reichsfinanzminister zu gelten hat oder als ein Reichsfinanzminister und Reichsfinanzminister, der Reichsgut nur zerstreuen und verhehlen kann, so jorglos,

daß sein wertlos förderliches Befinden unter der schmerzlichen der Veranwortung nur immer erkennlicher wird. Also erst einmal die Vereinfachung der Ausgaben beiseite und danach die Steuern. Sonst vergrößert die große Vermögensabgabe und alle anderen großen Opfer des Volkes nutzlos in einem Loch, das nach einem Jahr größer ist als vorher.

Erster Parteitag der Deutschnationalen Volkspartei

(Drahtbericht unserer eigenen Berichterstatterin.)

Berlin, 12. Juli.

Nach der Rede Ströbings wird an die Künigin von Holland eine Drachung gerichtet, in der sie gebeten wird, die Auslieferung des Kaisers zu verhindern und gleichzeitig wurde an Hindenburg ein Jubiläumstelegramm abgelesen.

Ueber die Tätigkeit der Partei in der Nationalversammlung berichtet die Abgeordnete Margarete Behm-Berlin.

Der Abgeordnete Kardoff berichtet über die Tätigkeit der Partei in der preussischen Landesversammlung. Er betonte besonders die schnelle Räumung Preussens. Nach an dieses Referat schloß sich eine ausgedehnte Besprechung. Als erster Redner gab Herr v. Freytag-Loringhoven (Schlesien) das Wort und ist dem Kritik an der Tätigkeit der Partei in Berlin. Er sagt, daß sie gegen die Verfassung stimmen werde, in der die gottverfluchte und verdammte Republik festgelegt werden soll. Wir müssen auf Monarchie zurück.

In einem Zwischenfall kam es, als Professor Litzman die Stellung der Partei zur Gründung der Rheinischen Republik erwähnte. Er betont, daß Herr v. Schorlemer einer der Hauptverleugner der rheinischen Republik sei. So habe er Herrn v. Schorlemer schloß, so müßte er doch diese Republik als unheilvoll für Regierung und Partei beschimpfen. Er geht unterrichtet den Redner und erklärt, daß diese persönliche Angelegenheit nicht vor der Parteitag gehöre. Als Professor Litzman trotzdem auf die Angelegenheit wieder einging, wird ihm das Wort entzogen. Er verließ die Tribüne, indem er gegen die Vergehung Protest einlegte.

Alsdann kam Staatsminister A. D. Helfferich zum Wort und trat sofort gegen Erzberger auf. Die finanzielle Lage des Reiches, so sagte er u. a., trage für die nächste Zukunft Gefahren in sich. Wenn es in Preußen und im Reich so weitergeht, werden wir wohl zugrunde gehen. Heute ist diese Gefahr größer denn je, weil Matthias Erzberger Reichsfinanzminister geworden ist. Beim Waffenstillstand hat er uns mit Schulden und Strümpfen an Frankreich ausgeliefert. Unter seiner Finanzpolitik sind vier reitungslos verloren. Die Ausgaben des Revolutionskrieges betragen monatlich 3 Milliarden, das ist anderhalb mal so viel, als der Krieg uns kostete, in der Zeit, in der die Staatskraft war. Helfferich feierlich die einzelnen Gewerkschaften und erwidert, daß wir an die Vermögensabgabe werden gehen müssen, für die er schon im

Jahre 1915 während seiner Amtszeit die ersten Verwertungsarbeiten machen ließ. Jetzt will man über Dals und Rauf einen Teil des deutschen Privatvermögens konfiszieren. Helfferich stimmt dem Grafen Polakowski zu, der in der Nationalversammlung erklärte, daß wir erst wissen müssen, was wir für den Frieden zu geben haben, bevor wir an solche Steuern herangehen.

Abgeordneter Traub-Dortmund berichtet dann über die Bilanz des Weltkrieges und der Revolution. Diese Bilanz werde nur von der Mehrheit gezogen werden können. Es sei die große Tragik des Weltkrieges, daß durch den Zusammenbruch Russlands England seines großen Gegenpielers beraubt worden sei. Der große Fehler der Weltmächte besteht darin, daß er es nicht verstanden hat, mit dem geschwundenen Russland, das schon am Frieden geneigt war, eine Verständigung zu erzielen. Schon Wismar hat gesagt: Wer Polen anfrisiert, macht Russland sich zum Feind und Polen nicht zum Freund. Durch den Niederbruch der deutschen Militärmacht sei der Friede Europas dauernd bedroht. Kennzeichnend sei, daß neben dem Völkerverbund ein Bündnis der drei Entente-Mächte laufe.

Hierauf wurde folgende Resolution angenommen: Der Parteitag der Deutschnationalen Volkspartei ist einmütig mit der Haltung einer parlamentarischen in der vollen Zustimmung des Schmachtriedens unserer Feinde. Er sieht eine Fügung geschichtlicher Gerechtigkeit darin, daß im westlichen die gleichen Parteien den Reichstagsbeschlüssen von 19. Juni 1917 und dem Verständigungsprotokoll vom 23. Juni 1919 zustimmen. Deutschland geht vollends zugrunde, wenn es die verderbliche Politik der Revolutionsregierung und ihrer Parteien nicht rückständig bekennt.

Für die Odeutschen fand die bekannte Frauenführerin Dr. Käthe Schirmer eine warme Worte. Die Einmütigkeit verloren, aber Dank muß den Polen nicht fallen.

Gegen die Abweisung Schleswig-Holsteins protestierte Dr. Oberförster-Schleswig.

Die Abstimmung wurde von den Stärksten niemals anerkannt. Sie werden nicht eher ruhen, bis den Schleswigern und dem deutschen Volk sein Recht geworden ist.

Für die Rheinlande sprach Superintendent Klingemann-Röhlings. Das Strohberger Münster wird eines der Wahrzeichen deutscher Kultur sein. Wir geben Gieß-Bohringen nicht preis.

Um 3 Uhr nachmittags wurde auf Antrag des thüringischen Landesverbandes in die Mittagspause eingetreten. (Schluß des Berichtes folgt Montag früh.)

Gegen die polnischen Gewalttätigkeiten

Berlin, 12. Juli.

Die deutsche Waffenstillstandskommission hatte dem General Dupont in einer Note vom 2. Juli mitgeteilt, daß die polnische Regierung nach zahlreich eingelaufenen Meldungen umfangreiche Verhaftungen von deutschen Bürgern vorgenommen und für die Verhafteten im Städtchen Polen Internierungslager vorbereitet habe. General Dupont war gebeten worden, die polnische Regierung um Auffklärung zu ersuchen und seinen Einfluß bei den Polen geltend zu machen, und die Freilassung der Verhafteten zu erwirken. In einer zweiten Note an General Dupont vom 5. Juli wurde dann beauftragt direkte Verhandlungen mit der polnischen Regierung vorzuschlagen, um zu einer Verständigung über den gegenseitigen Austausch der Verhafteten zu gelangen. Auf die erste Note ist der deutschen Waffenstillstandskommission durch Vermittlung General Duponts nunmehr die nachstehende Erklärung der polnischen Regierung zugegangen:

1. Die Nachricht von Massenverhaftungen der deutschen Bevölkerung Polens ist durchaus unrichtig. Verhaftungen wurden lediglich in verdächtigen Fällen vorgenommen.

2. Die Verhafteten wurden weder nach Warschau noch nach dem ehemaligen Kaiserreich Polen verführt. Sie verbleiben im Lager von Szczepiara. Anlässlich war die Einrichtung eines Lagers im Städtchen Polen vorgesehen. Dies hat zu den Gerüchten von der Überführung der Internierten nach diesem Gebiete Anlaß geben können.

3. Die deutschen Verhaftungen sind nicht konfiszierbar worden.

4. Und schließlich sind die Verhaftungen in Polen seit einiger Zeit eingestellt worden. Gleichzeitlich erhielt die polnische Regierung in ihrer Erklärung Einverständnis gegen die von den Deutschen in Schlesien und Ostpreußen vorgenommenen Massenverhaftungen polnischer Bürger, deren Anzahl sehr groß sei.

Diese Antwort der polnischen Regierung kann nur für höchst unklar bezeichnet werden. Die polnische Regierung erklärt, Verhaftungen seien nur in verdächtigen Fällen vorgenommen worden. Wie der deutschen Waffenstillstandskommission aber aus zahlreichen ihr zugegangenen Nachrichten bekannt ist, belaufen sich diese Fälle in die Tausende, und daß diese Nachrichten aus zuverlässiger Quelle stammen, geht daraus hervor, daß die deutsche Regierung, für die deutschen Verhafteten seien Internierungslager vorgehalten werden, von der polnischen Regierung selbst zugegeben wird. Was die polnische Behauptung von Massenverhaftungen polnischer Staatsangehöriger in Schlesien und Ostpreußen anbelangt, so kann hier nur nochmals festgestellt werden, daß dies nicht den Tatsachen entspricht. Um gegenseitigen Interesse kann man nur wünschen, daß die polnische Regierung auf den deutschen Vorstoß, in direkte Verhandlungen über den gegenseitigen Austausch der Verhafteten zu treten, endlich eingeht. Die Antwort der polnischen Regierung auf diesen Vorstoß steht bisher noch aus.

Um die Adriafrage

Wittorski hat in der gestrigen Sitzung eine Rede, die mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Er führte r. a. aus: In diesem Augenblick, wo Italien auf diplomatischem Wege kämpft und die schwersten Schläge erduldet, muß das Volk unter allen Umständen ruhig verhalten. Ich schreibe nach den Erfahrungen Pissons an, die den Wunsch ausdrücken, die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien aufrecht zu erhalten. Wir werden in Paris mit Bestanden unserer Rechte bestehen. Wir kennen unsere Ziele. In der Unterstützung und Zustimmung des Parlamentes werden wir die Ermittlung finden. Aber jede Abmündung, selbst wenn sie ein Dornbrock gegen die Konferenz sein sollte, muß vermeiden werden. Das Land muß unsere internationale Stellung kennen, wie und warum wir dazu gekommen sind. Die Verhandlungen werden nun aus dem diplomatischen Herantreten, vielleicht schon in der nächsten Woche sich lösen. Aus diesem Grunde gilt es heute, sich festzusetzen an den Verhandlungen. Der Vertrag mit Österreich wird das untergeordnete werden. Er sichert Italien neue Vorteile auf die internationalen Fragen werden zurückgeführt werden, dafür muß die Lösung der Adriafrage durchgeführt werden. Die italienische Delegation wird ihre Bestrebungen nicht überlassen, aber auch eine Rückgewinnung nicht mehr übergeben können. Tittoni schloß seine Ausführungen, indem er sagte, daß die Delegation nur handeln könne, wenn sie die Anerkennung des ganzen Parlamentes erhalte, damit der dem unterzeichneten Friede ein Friede ganz Italiens sei.

Paris, 12. Juli.

Am Donnerstag nachmittags versammelte sich der Oberste Rat der Minister und empfing die Generale, die mit der Untersuchung über die Zwischenfälle in Fiume beauftragt sind, bei denen bekanntlich einige Franzosen getötet wurden. Der Kommissar legte sich zusammen aus den Generalen Rouleux für Frankreich, Robilant für Italien, Weiss für England und Generalmajor Gunnerall für die Vereinigten Staaten. In Verantwortung einer Interpellation erklärte Fichon, man solle sich beruhigen lassen, daß die Wiederholung derartiger Vorfälle in Zukunft vermieden werden müsse. Dann hob er die Rolle des Grafen Tarbicus über die Grenzen Österreichs und Ungarns. Am Sonnabend soll die Prüfung dieser Frage fortgesetzt werden. Derselbe beschäftigte sich mit dem Rat mit der Aufschaffung von. Die bereits bekannt, ist eine interalliierte Spezialkommission ernannt worden, um ein Aufschaffungsgefäß aufzustellen. Die Prüfung des Gefäßes wurde auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, da einige Delegationen, wie die amerikanische und die japanische, von ihren Regierungen noch eingehende Instruktionen einholen wollten.

Sorderungen der sächsischen Unabhängigen

Dresden, 11. Juli.

Die unabhängige Sozialdemokratie Sachsens hat für ihren Antrag in des Reichstages am folgenden Grundgedanken aufgestellt:

1. Befreiung des Volkes von den Steuern und des Handels;
2. Entlassung der in Schuldhaft genommenen Personen;
3. Ermäßigung der wegen politischer Verbrechen Verurteilten und Freiheitsstrafen, Abmilderung aller Strafvorschriften, die aus Anlaß des Volkes von den Steuern und des Handels;
4. Beseitigung der beiden Gruppen in der Befreiung der Wirtschaftlichen;
5. Keine bürgerlichen Rechte im Reichstagen;
6. Entlassung aller Reichstagsmitglieder aus Sachsen; eine Volksversammlung aus den Reihen der sächsischen Arbeiterklasse;
7. Gesetzliche Regelung der Funktion der Arbeiterschaft als Organ der Selbstverwaltung der Gemeinden und der Reichsämter als Organ der Selbstverwaltung der Provinzen und des Reichs; Aufhebung der Arbeit und der Verhältnisse in einem sächsischen Reichstagen (§ 20 des sächsischen Grundgesetzes);
8. Staatliche Verwirklichung der Wirtschaft nach sozialistischen Grundgedanken, die folgende Aufgaben und Zwecke verfolgen werden muß, Verbesserung der wirtschaftlichen Produktionsmittel und Verhältnisse der Arbeiter, Land- und Forstwirtschaft, des Handels und Verkehrs in sächsischen Elementen;

a. Verpflichtung der Regierung, im Sinne dieser Grundgedanken die Reichsregierung einzurufen.
Eine Entzweiung der beiden sozialistischen Gruppen über die Grundgedanken der beiden Parteien und 7. werden, ist bekanntlich nicht zustande gekommen, so daß sich die Bildung eines gemeinsamen Ministeriums erschlagen hat.

Gegen den Kaiserprozeß

Paris, 12. Juli.

Der Londoner Mitarbeiter des „Algemein Courant“ meinet, die öffentliche Meinung schreie immer mehr gegen die Einseitigkeit eines Verfahrens gegen den Kaiser zu sein. Die Mächte veröffentlichen Aufschreie, in denen Holland geraten wird, der Kaiser nicht auszuliefern. In gutunterrichteten Kreisen wisse man, daß Holland die Auslieferung verweigern werde.

„Schwarzweißrot“ — die Farbe der Deutschen Burjenschaft.

Nachdem die russische Reichsregierung der Nationalversammlung die von der Novemberrevolution in den Schmutz getretenen zumblenden deutschen Farben Schwarzweißrot als Reichsfarben vorschlug, sollte es Wunder nicht sein, daß die Deutschen sich mit freudigem Stolze trau zu tragen! Das ist die Meinung oder vielmehr der bringende Wunsch eines alten Burjenschaftlers, der 1870 Kriegsfreiwilliger war.

Ausschuss für Beamtenfragen

Der bereits vor einigen Tagen angehängte interfraktionelle Ausschuss der Nationalversammlung für Beamtenfragen ist zusammengetreten. Es wurde der Vorstand gebildet, in dem leitend der deutschnationalen Fraktion der Abgeordnete Degler als leitender Schriftführer eingetreten ist. Der Ausschuss befaßt sich mit der Frage der Feuerungsanlagen, insbesondere sprach sich die Möglichkeit der Abgeordneten für die Gewährung einer einmaligen Besoldungsausgleichs aus. Ferner wurde die Veranlassung der bestehenden drei Feuerungsstellen aufgearbeitet für notwendig befunden. Man beschloß, alsbald an die Regierung mit dem Ersuchen heranzutreten, zur Beschaffung dieser Fragen Vertreter zur nächsten Sitzung des Ausschusses abzugeben.

Italiens Wirtschaftsjorgen

Bern, 12. Juli.

Paul „Corriere della Sera“ führte in der gestrigen Nummer die Unterabteilung für Beschäftigung aus, daß die Ernährungsfrage in Italien sich immer mehr verschärft, und nur noch Lebensmittel für einen Monat vorhanden seien. Die Lage werde durch die Inflation noch schlimmer, die Preise für Lebensmittel würden sich erhöhen. Die Regierung müsse sich beeilen, die Situation zu beheben. Die Unterabteilung für Beschäftigung in allen Berufen, in den industriellen wie in den landwirtschaftlichen Betrieben zurückgehe. Die Produktion werde immer weniger auf den Markt und werden für den Export gehen. Die Preise für Waren würden sich erhöhen. Die Regierung müsse sich beeilen, die Situation zu beheben. Die Unterabteilung für Beschäftigung in allen Berufen, in den industriellen wie in den landwirtschaftlichen Betrieben zurückgehe. Die Produktion werde immer weniger auf den Markt und werden für den Export gehen. Die Preise für Waren würden sich erhöhen. Die Regierung müsse sich beeilen, die Situation zu beheben.

Erste Mann. In der deutschen Bundesversammlung sind seit Mitte Februar bis jetzt 13 Wahlkreise niebegelegt worden.

Kollektion. In der unter dem Vorsitz des Reichsministeren der Reichsversammlung gehaltenen Sitzung des Staatsausschusses wurde den Entwürfen der Verordnung über die Übernahme der Reichsregierung und der Verordnung über die Aufhebung der Staatshaftung der Reichsbeamten zugestimmt. Die unterstufte aus dem Reichsministerium der Reichsministerien wurde die Reichsministerien werden. Die bereits bezichtigten Anträge sind zurückgegeben worden. Die englische Botschaft in London hat die englische Botschaft über die neutrale Post aufgehoben worden.

Ein französischer Sergeant in der Friedrichstraße erschoten

Berlin, 12. Juli.

Die „B. z. a. Mittag“ berichtet hierüber folgendes: Gestern abend gegen 11 Uhr hat sich ein sehr bedauerliches Verbrechen in Berlin in der Friedrichstraße, zwischen Dorotheen- und Georgenstraße ereignet. Bei einem in seinen Umständen noch nicht ganz aufgeklärten Zusammenstoß zwischen deutschen und französischen Soldaten ist es schließlich zu Tötungen gekommen, in deren Verlauf der französische Soldat Paul Mannheim, Sergeant im 82. Truppen-Regiment, von einem bisher noch unbekannten Täter erschoten worden ist. Mannheim lagerte in ein Hotel in der Friedrichstraße und ist von dort aus schwerverletzt nach der Klinik gebracht worden. Auf dem Wege nach der Hiesigkeit starb er. Nach der Darstellung von deutschen Zeugen soll sich der Vorgang folgendermaßen abgepielt haben: Mannheim ging mit einem anderen französischen Sergeanten in der Friedrichstraße spazieren. Er soll ein Gesprächsangebot ausgesprochen haben, das ihm jedoch zurückwies. Daraufhin soll er das Mädchen beschimpft und seine Beschimpfung auf deutsche Soldaten und Offiziere ausgebeugt haben. Bei dem starken Streit, der sich gegen zwölf Uhr noch in diesem Straßenteil abspiel, war natürlich eine große Menge sofort Zuschauer dieser Szene und es wurde gegen Mannheim und seinen Kameraden entzündeter Stellung genommen.

Beide verlorsten ihre Hülle in der Nacht. Sie liefen nach der Mittelstraße zu, wo sie im Alexander-Hotel wohnten. Der eine erreichte das Hotel, der andere, der von ihm getrennt wurde, irrte in die für und kam in das bunte Hotel Schmeiner Hof. Als er die Rückseite erreichte und die Tür öffnen wollte, wurde er von einem noch nicht ermittelten Mann in den Rücken getroffen. Es gelang ihm noch, in das Hotel zu kommen, wo er am Treppenaufgang zusammenbrach. Die Wunde drängte nach, aber dem Wirt und den Botenangehörigen gelang es, den Schwerverletzten zu schützen, bis die Polizei erschienen war, die die Wunde gründlich untersuchte und schließlich für Überlebenden des Schwerverletzten nach der Klinik in der Hiesigkeit sorgte. Dort wurde er aber nur noch als Leiche eingeliefert.

Der Begleiter Mannheims gibt von dem Vorfall eine wesentlich andere Darstellung. Er habe mit seinem Kameraden einen Spaziergang gemacht und sei von einer Gruppe deutscher Soldaten an der Ecke Unter den Linden belästigt worden. Die beiden Franzosen hätten nicht reagiert und seien weiter dem Bahnhof Friedrichstraße ausgewogen. Kurze Zeit später wurden sie wieder angeprochen, wo der Franzose glaubt, von derselben Gruppe belästigt. Man hätte sie sich die Beschäftigung ernstlich bedroht. Daraufhin sei es zu einer Schlägerei gekommen, in deren Verlauf der eine Franzose einen Schlag ins Gesicht erhielt, eine Angabe, die durch kein Bluterguss auch bestätigt wurde. Da sie gegen die Übermacht nicht anfangen konnten, seien sie geflüchtet. Auf der Flucht wären sie getrennt worden, und während Mannheim am Hotel Schmeiner Hof niedergelegt wurde, gelang es dem anderen, in das Alexander-Hotel zu kommen. Dort habe er sich für einen Augenblick versteckt, bevor er schließlich durch eine militärische Streife vom Kommandant gebracht, wo er in Gegenwart der französischen von dem Vorfall benachrichtigten Offiziere der französischen Militärmission befragt wurde. Dann wurde er nach der französischen Polizei gebracht.

Angewiesen war die Kriminalpolizei benachrichtigt worden. Es erschienen von der Kommissionschef Kommissare Kung und Zettin, die unter Leitung des gleichfalls amnestierten Oberregierungsrats Hoppe sofort die Ermittlungen aufnahmen. Es konnte festgestellt werden, daß der Mann, der nachsichtlich den beiden Franzosen anfallen und weihen, einen Streik trug. Er hat einen kurz gestrichelten schwarzen Schurz an. Es ist zur Auffklärung des Verfalls dringend notwendig, daß sich die Zeugen des Verfalls bei der Kriminalpolizei melden. Im Polizeipräsidium, Zimmer 133, werden die genannten Kommissare zu erreichen sein.

Der Todschlag an dem französischen Soldaten muß schriftlich beurteilt werden. So bezeuglich die Erregung über das herausfordernde Verhalten auch sein mag, so bleibt eine Missetat eine Missetat. Jede der Regierung muß es sein, genau das unverschämte Verhalten fremder Soldaten, das sich in der letzten Zeit ereignet hat, bei den ausländischen Konsulaten den öffentlichen Protest zu erheben. Das Publikum muß aber seinen Unmut bei den Konsulaten anlegen und nicht verdammswörtliche Reklamationen befehlen. Jeder Ausländer, der sich ungebührlich benimmt, soll feige gestellt und seinem ordnungswidrigen Verhalten geahndet werden.

Das grüne Juwert

22) Erzählung von Othried von Sankten.
„Haber den Arnold Beder können Sie mir also nichts sagen.“
„Ne, wirklich nicht, Herr Kommissar.“
„Und hat denn das Fräulein davon gesprochen, daß sie verreiten will?“
„Niemand ein Sterbenswort.“
„Ich danke, Herr Wendland.“
Weiter konnte er hier nichts erfahren und fuhr zu der Firma Hilger u. Wessler, bei der Stanislaus Robieski angestellt war.
„Ach so, der Windhund? Ein gefächter Kerl, aber ein leidenschaftlicher Bruder. Beritand ein Beschäft. Überhaupt ein gewandter Bürche, aber hum... und unauferföflich. Wissen Sie, wie er ganz plötzlich aus dem Geschäft wegblieb und uns nur der Notruf mittelte, er müße verreiten und sei darum gegangen, die Stellung aufzugeben, wollten wir ihm erst die Polizei auf den Hals schicken, denn er ist uns mit einer Menge Vorwürfe durch die Lippen gegangen, aber dann sagten wir uns: Das ist ja saufen! Geachtet hat er, aber er machte uns immer zu einem unheimlichen Eindruck. Und dann war er manchmal wie verbeert. Wissen Sie, er war ein Bole und hatte so große harte, schwarze Augen, und da erzählte er immer, er sei Spiritist und Hypnotiseur und was nicht alles und wollte immer da allerhand Experimente machen. Wahrscheinlich, einmal hat er eins von dem Wädeln da hinten im Entwurfsraum eingekleidet und die hat dann ne rote Kartoffel gegessen und behauptete, das sei der id...“
„Ne, Herr Kommissar, io was gehört nicht ins Geschäft. Wir haben's ihm auch verboten, aber er fing immer wieder davon an. Gut, daß er weg ist.“
„Und wohin er gereist ist, wissen Sie auch nicht?“
„Seine Abnung, Herr Kommissar. Hier die Robieski ist alle.“

Schüler fuhr zum Präsidium.
„Na, Schreiber, haben Sie was aus den Akten erfahren?“
„Nawohl, Herr Kommissar. Die Wanda Robieska — die Daten habe ich auf den Akten aufgeschrieben — ist, wie es scheint, früher Kindspaziergängerin in Schweden oder sonst im Ausland gewesen. Hier hat sie, wie es scheint, auch wohl so etwas geliebt, aber dann wurde sie von einem Herrn unterstellt. Nebenfalls Stellung hatte sie hier nicht. Es kann ihr, wie es scheint, aber auch nichts weiter nachgelagt werden. Der Bruder ist Fotograf. War früher aber auch einmal eine Zeit lang Geheime bei einem Anwalt, aber die Vorstellungen ganz. Weirakt ist er auch noch nicht.“
„Nach demselben Abend fuhr Schüler wieder zum Untersuchungsrichter.“
„Mein lieber Herr Kommissar, in der Koutflade sind mir also am Ziel, denn es kann wohl kein Zweifel bestehen, daß Arnold Beder das Geld abgehoben und es den Geheimnissen Robieski gegeben hat. Er leugnet ja allerdings noch, aber es ist doch kein Indizienbeweis, der sich auf Mutmaßungen stützt, sondern es sind ganz klare Zeugenaussagen und eine unauferföfliche Anklage, als den Bilm, der ihn vor der Tür der Bank, das Geld in der Hand, abgibt es doch nicht. Im Übrigen scheint er das auch selbst einzugeben, denn ich habe das Gefühl, er wird schwänken. Er gibt wenigstens die Möglichkeit an, in einem hypnotischen Dämmerzustand gehandelt zu haben.“
„Vielleicht ist das wirklich der Fall; wenigstens läßt das Vorleben des Stanislaus Robieski, der sogar mit derartigen Vorführungen gereist ist, die Wahrscheinlichkeit zu.“
„Sagen mir die Möglichkeit, denn ich glaube nicht recht an den Zauber. Na, Ihre Arbeit ist also größtenteils getan, und es bleibt nur noch übrig, den Aufenthalt der Geheimnisse Robieski zu ermitteln. Vielleicht nehmen Sie das noch in die Hand. Es wäre doch gut, wenn wir von dem Geld noch etwas erwischten.“
„Ich habe übrigens inwieweit auf ein paar Berechnungen abseht. Rückwärts habe ich mir den Raffierer von

der Deutschen Bank kommen lassen. Das Geld ist in Leinwandmarken in ausgeblät, und dies hat die ungeschicklichen Nummern der Scheine. Der Herr hätte die dortigen Nummern notiert. Das ausgerechnet, Beder vorführen lassen, aber er kann sich nicht genau erinnern. Er glaubt, ihn zu erkennen, will aber keine Sache nicht zu gewiß sein, aber er schwören kann. Dann habe ich noch dem Beder aufs Gewissen gefolgt bezüglich der Wanda Robieska. Er hat mir da eine ganz ruhrende Geschichte erzählt. Er sei mit der Schwester von dem Raffierer Hans bei Altbrand und Hohenrad verlobt und habe auch seine Braut sehr lieb, aber vor einigen Wochen habe er auf einem Ball in der Wilharmonie die Wanda Robieska kennen gelernt, und dann habe die einen geradezu dämonischen Einfluß auf ihn genommen, dem er nicht habe widerstehen können. Er hätte selbst gefühlt, daß er auf eine idische Bahn gerate, aber er habe nicht die Kraft befehlen, sich frei zu machen. Da sei denn ganz unvermutet der Auftrag des Kommerzienrats gekommen und der verdiente Vertrauensbrech habe ihn aufgerufen und wieder zu sich selbst gebracht. Auch habe er sich mit seiner Braut verlobt und sei in der Erwartung abgereist, daß alles jetzt wieder gut werden würde, aber er kann sich nicht genau erinnern, um ihn einen Abschiedsbrief zu bringen.“
„Einen Brief hat er ihr allerdings gebracht, das bezeugen Herr Wendland und das Dienstmädchen.“
„Aber es war kein Abschiedsbrief, sondern das Geld.“
„Das möchte ich doch nicht so feil behaupten. Wie die Note sagt, lie die Robieska durchaus nicht erneut über die Brief gewarnt, habe ihm vielmehr ganz adios auf den Tisch geworfen und sei erst bernagt geworden, als dann ihr Bruder kam.“
„So, meinen Sie?“
„Nehmen mir einmal an, die Synopsie und das Interkommunikation hätten das mitabgegeben, dann wäre es ganz gut möglich, daß der wachende Arnold Beder in der Tat den Abschiedsbrief überbrachte, während der „Unberuhte“ kurz vorher, ohne ihn darüber Rechenschaft zu geben, dem Stanislaus Robieski die Banknoten ausgingige.“
(Fortsetzung folgt.)

Was wir fürchten sollen und was nicht

Die deutsche Geschichte kennt keine größere Erniedrigung unseres Volkes seit seinem Weibsein, als den Schmachtfrieden vom 28. Juni, genau 5 Jahre nach der Blutnot von Senjato, die das Signal zum Weltkrieg gab. Selbst Kreuzens Unglücksfolge nach der Schlacht von Jena verblieben vor dem Ungeheuren, das Übermutter, wirtschaftlich und moralisch, die Welt aller Erdteile uns auferlegte, und man muß schon in die Zeiten des Altertums, in denen Karagoz, Kaiser ist, juristischer, um einen annähernden Vergleich für den Barbarismus von Bedingungen zu finden, denen jetzt eine omnibussche Regierung und Volkverletzung sich in Versailles zu fügen entschloß. Natürlich, die Lage sind gekommen, in denen Deutschland, wenn es der eigenen wie der Zukunft seiner Söhne und Enkel benehmt, sich zu fürchten mannigfachen Anlaß hat. Denn dieser Friede bedeutet Ansdritzt, Elaveret!

Verloren blühen viele Schichten des deutschen Volkes sich nach Hilfe von außen. Sie einen erleben sie von der Internationale der Sozialisten, die anderen von denjenigen der Demokratie. Schon die Unterschiedlichkeit beider Richtungen ihrem politischen Geirrage nach läßt sich abgeben davon, daß die Reichen der Zeit bislang wenig verlohren dafür sind, eine Lösung nicht erforschen, die dem Volksgenossen als rettende Tat empfunden würde. Aber vor allem: ein Sechsig-Millionen-Volk von der nationalen und kulturellen Bedeutung Deutschlands, das das Recht von außen erwartet, würde sich selbst das Verdammungsurteil berechnen. Denn die Brüche eines Volkes beruht allein auf seiner inneren Kraft, auf seinen Lebensquellen, die aus seinem seelischen und ethischen Befund emporspringen.

Am Neujahrstage 1807 ließ Schillermacher eine Predigt über den Gedanken: „Was wir fürchten sollen und was nicht.“ Er entwickelte ihn aus dem Wort der Schrift: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.“ Und wenige Wochen zuvor führte er im „Indizium an das Volk des Reichs“ die Worte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten werden, aus dem Grunde, daß wir uns selbst erkennen, wie weit wir in Vereinigung mit dem Göttlichen geblieben sind, und daß wir Gott erkennen, auf welche Art er in der Welt und in den Menschen wirkt, dies ist jenes Beste, wozu uns alles dienen muß.“ Gott erkennen aber heißt Gott fürchten, in wahrer, innerer Ehrfurcht sich ihm haben. Bismarck, die Verwerfung Deutschlands in seiner kraftvollsten Zeit, mochte sich selbst als solche empfinden, wenn er in seiner großen Rede am 6. Februar 1889, da es galt, einen Vangel zu schmieden gegen die damals immer insichern geistlichen Pfeile des uns feindlich genommenen Völkerrings, das Bekenntnis ablegte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Wäre es in seiner Allgemeinheit in Kraft geblieben, wir hätten den Weltkrieg schließlich verloren.

Aber doch weit es uns heute, und heute erst recht, den einig sicheren Weg, der Deutschland aus der Erniedrigung und Schmach wieder zur Höhe und zu Ehren führen kann. Gewiß, es werden nicht alle die Kraft und den Willen besitzen, ihn zu beschreiten. Aber es ist eine Hunderttausend durch die Geschichte erlebte Tatsache, daß nicht die Massen, sondern Persönlichkeiten die Geschichte eines Volkes zu bestimmen berufen sind. Sie sind die lebendigen Beweiser, an denen die Gesamtheit der Nation sich orientieren kann. Auf den Einzelnen kommt es somit heute an, sich zum Führer seiner Volksgenossen heranzubilden, auf die ethische Spannkraft, die ihn belebt, und die ihre Wirkung immer wieder aus dem Mutterboden des Religiösen speisen muß. Aber es ist aber, wie Schillermacher so bedeutsam hervorhob, der Glaube an Gott. Und sie wird die Ernstgerichtetsten angeht die entscheidenden Ausgangspunkt des Weltkriegs veranlassen, ihre Beziehungen zu Gott bis auf den Grund zu revidieren. Um frei von Menschenfurcht zu werden — das hervorragende Merkmal jeder charaktervollsten Persönlichkeit — werden wir in ganz neuer Weise lernen müssen, Gott zu fürchten.

Man sagt, es fehle unserer Zeit an großen, führenden Männern. Wir haben sie besessen und besitzen sie noch. Es fehlt ihr weit mehr an dem Willen, ihrem Verstand, als folgen. Nur ein Name braucht genannt zu werden: Hindenburg, der, jetzt nach Friedensschluß von der Höhe des öffentlichen Lebens zurückgetreten ist, aber als ein Ganzes, Unbelebter, im Blick sich nie Ueberlebender, im Unglück nicht Gedrochener! Und sein Handeln, Denken und Reden hat es vor der Welt klar bezeugt, daß er wußte, was er fürchten soll und was nicht. Er hat das Wort Bismarcks kein Leben lang an sich selbst erfüllt, die Macht seiner Persönlichkeit wirkte in der Tiefe seiner Gottesfurcht. Wenn deutsche Männer und Frauen in allen Schichten des Volkes die Kraft gewinnen, diesen Spuren eines seiner Größten in der Gegenwart zu folgen, dem auf gleichem Wege zur Höhe einst deutsche Gezeiten wie Luther und Bismarck vorangehen wird, werden sie zu Verfeindeten des Vaterlandes und wird Deutschlands größte Not zur Quelle erster Bänterung und einer Wiederanfrischung werden, die, aus dem Inneren schöpfend, auch seine nationale Größe neu befestigen wird.

Eine Bitte und ihre Beantwortung

Den Geistlichen Berlins ist kürzlich ein sehr lehrreiches Schreiben des Direktors der Berliner Sparkasse zugegangen, das über die von den verschiedenen Bevölkerungsklassen vorgenommenen Ein- und Auszahlungen der letzten Zeit statistische Angaben enthält und die dringende Bitte ausdrückt, die Geistlichen möchten helfen, der wachsenden Verwundungssucht unter der Berliner Bevölkerung zu steuern. Darauf hat Pastor Ruffon mit folgendem Schreiben geantwortet:

Sehr geehrter Herr Direktor!

Der Adel, den Sie an die Geistlichen Berlins gerichtet haben, die Bevölkerung unserer Stadt vor der Verwundungssucht zu warnen, hat gewiß ihrem Empfinden Ihres wertvollen Schreibens den höchsten Niederschlag gefunden. Es ist eine erschütternde Tatsache, daß nach den kürzeren Prüfungszeiten, die unter Volk durchgemacht hat, und in dem folgenden Elend, das jetzt über uns gekommen ist, ein solcher Appell für uns notwendig erwiesen hat. Leider aber werden wir Geistlichen gerade, was die Ermüdungen angeht, wenig helfen können. Denn zu den

Freien, die auf uns hören, vor uns noch einigermahen Achtung haben, uns mindestens ein geringmaßiges Ansehen, werden die wenigsten der Leute gehören, über deren Gang zur Verwundung Sie klagen. Zahlreichere hat man daran gearbeitet, die Massen von „geistiger Verwundung“ zu befreien; wie sehr die Neigung dazu gerade in Kreisen der Berliner Stadterhaltung vorgeherrschet hat, wird Ihnen nicht unbekannt sein. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß der jetzige zweite Bürgermeister Berlins noch, der an der Spitze der Stadtverwaltung die Lösung gegeben hat: „Gegen die Massen.“ Es ist bemerkenswert, wie sehr noch die Erkenntnis sich zu regen scheint, daß die Einmischung der Kirche und ihrer Diener auf die Bevölkerung kein zu verachtendes Gut sei.

Man hat dem, sogenannten fouterigen Volke die sogenannte Freiheit verschafft, und es zeigt sich nun, in es hat sich von der ersten Minute der Umwälzung an gezeigt, daß man damit das Volk in Wahrheit weder souverän noch frei gemacht hat. Denn die innere Voraussetzung, die Freiheit sich selbst zu beherrschen und seine Reidenchaften zu regeln, hat ihm mangelnd und geht ihm jetzt, wo seine äußere Schranke es mehr hemmt, von Tag zu Tag mehr verloren. Die Meinung, daß die Masse des Volkes mündig sei, hat sich als ein verhängnisvoller Irrtum erwiesen; und zwar ist es in allen Ständen gleichmäßig nur eine erlebte Minderheit, die innerlich reif, besonnen und frei ist, während die Mehrheit überall, in den höchsten wie in den geringsten Schichten, allein durch die übertriebene Ordnung, die geistlichen Formen und Geleite des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zur Vernunft gebracht werden kann und bei Vernunft erhalten werden muß.

Das ist von der ungelassenen Bewegung verkannt worden, die den bisherigen Bestand unserer Vaterlandes gerüttelt hat, ohne irgendwelche Ordnung an die Stelle setzen zu können, die den Klüften der maßlosen Begierde und des gedankenlosen Eudritms Einhalt gebieten könnte. Jetzt stehen die Urheber jener Bewegung selbst erschreckt da vor der Verwirrung, die sie angerichtet haben, und die auf geistlich sittlichen Gebiete viel ärger ist als auf wirtschaftlichen. Aber anders war doch gar nicht zu erwarten. Unser deutscher Dichter hat es uns ja im voraus gewarnt: „Nichts Selbiges ist mehr; es löst sich alle Bande frommer Sagen.“

Der Aufrufung zu steuern, ist natürlich viel schwerer, als sie herbeizuführen. Sünden Sie aber dafür wirksame Helfer, dann müssen Sie sich vor allem an die Personen wenden, die Einfluß haben gerade auf jene irregulierten Massen, zu denen uns Geistlichen längt der Zugang verwehrt worden ist. Stellen Sie es doch den augenblicklichen Gewalthaten vor, was es bedeutet, daß in diesem Augenblick die während des Krieges allfälligen Geleite und Ordnungen aufgehoben worden sind. Unangähliche Varietees, Tanzveranstaltungen, Maskenbälle, das jaht sich jetzt und reißt die widerstandsunfähigen Gemüter zur tollsten Verwundung hin. Auf den Straßen werden Tische zum Würfelspiel aufgestellt. Wenn erst mildere Richte werden, wird man auf den freien Willen unserer Städte Baro-Bänke auslagern! Berlin sinkt auf den Rang der Goldgräberstädte im wilden Westen zurück.

Die Schuld an solchen Zuständen fällt auf die Männer, die jede hemmende Ordnung für eines freien Volkes als unwürdig ausgeben. An diese richte Sie in erster Linie Ihren Appell. Wir Geistliche werden selbstverständlich, wo wir können, mit allem Nachdruck für Recht und Sitte eintreten, wie bisher; aber nachdem man sich so lange Zeit immer eintrüben ließ, zu verhindern, daß die Geistlichen fürderhin das Volk gegenüber werden, werden Sie von unserer Einwirkung nicht allzuviel erwarten dürfen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebener

Ruffon, Pastor an St. Bartholomäus.

Biedermeierzeit und Gegenwart

Beitrag zum Wiederaufbau des Handwerks.

(Schluß.)

Für das Handwerk muß es ein festes Ziel geben, wenn eine Gesundung der Verhältnisse eintreten soll, und das ist, sich von der Abhängigkeit der sie betreffenden Industriezweige freizumachen und dadurch, selbst die Herrschaft über sie anzutreten, sie abzuwandeln in selbständige, werden sie dienlich zu machen. Ohne Industrie in der heutigen Zeit zusammen zu kommen ist natürlich schwer denkbar, aber ihre für das Handwerk schlechten Auswüchse müssen unbedingt beseitigt werden. Vor allem die Schablönisierung, die sinnlos bis zum Ueberdruß ein Modell verarbeitet und natürlich spielend durch die Massenfabrikation mit Handwerkerarbeit konfundieren kann. Ich erinnere dabei an die endlich verschundenen Motive der Rufezeit und Angelbestellen und Schränke, die Jochschelung die Zimmer der Kleinen und mittleren Leute verzehrt haben.

Eine spätere Zeit wird klar erweisen, daß der Weg zum Individualität, den Deutschland beschritten hat, nicht der richtige war. Grundbedingung jedes Staates für seine Erhaltung ist die volle Ausnutzung seiner landwirtschaftlichen Möglichkeiten bis zum äußersten, kein erhebliches Stück Land darf unbebaut bleiben. Ein gesundes, sich immer mehr ausbreitendes Bauerntum muß daher die unverrückbare Grundlage für das Gedeihen unseres Landes bilden, es verbunden mit ihm schafft das Handwerk. Bauernland und Handwerkerland sind die beiden Grundpfeiler eines Volkes, und die sich in Wirklichkeit alle anderen Stände gruppieren, dem letzten Endes können beide fehlen, wenn man allein möchte, allein auskommen, wo kein anderer Stand von sich behaupten kann. Wenn dem aber so ist, erweist sich doch ein Staat selbst den größten Nutzen, wenn er diese beiden Stände sorgfältig erhält, und sie fördert, wo sich Gelegenheit bietet.

Wie ist es nun möglich, den Handwerkerstand auf eine Grundlage zu stellen, daß er trotz der Industrieverhältnisse und des verlorenen Krieges neu erziehen kann?

1. Durch eine maßvolle, einheitliche Wirtschaftskorngestaltung im ganzen Reich, die auch den letzten Handwerkerbetriebe erfährt, mit gründlicher Regelung des Kredit- und Rohmaterialbeschwesens, so gefügigt Jurisdiktion der Industrie in die ihr zumutenden Arbeitsgrenzen.

2. Gezielte Begünstigung der Massenerzeugung für Zweck des Geschäfts.

3. Eröffnung geschmacklich billiger einwandfreier und zweckmäßiger Gegenstände unter häufiger Nachhilfe einer Geschmackslehre von Kunst, die alle Entwürfe vor ihrer Ausführung zu prüfen hat. Uebernahme des Verkaufs durch handwerkliche Vorbereitete, im Dienste der Organisation stehende Kaufleute, die mit dem jeweiligen Handwerk durchaus vertraut sind, unter Ausscheidung jedes Zwischenhandels.

4. Umfangreiche Selbstorganisation von Handwerkern auf dem Lande durch Einrichtung von Werkstätten in Verbindung mit Kleinbauernbesetzungen, wobei die Zuneigung von Arbeit durch die in den Städten zu organisierenden Verkaufsbegleitungsstellen zu erfolgen hat.

5. Je nach der Dichte der Bevölkerung, Einrichtung von Bezirks-Handwerkerämtern mit dem erforderlichen Material-Bearbeitungsmitteln, die den unter 4 genannten Werkstätten zur Verfügung stehen.

6. Kreisweiser Zusammenfluß aller geschmacklich bewerkende in Verbindung mit den angehenden Bewohnern eines Ortes von Gesellschaften zur Pflege der Kristall-, der Eisen- und Gebrauch-, des Heimatschutzes, der Förderung talentierter Kräfte sowie einer Geistesbildung, die dahin strebt, die Massenunterdrückung zu mildern.

7. In Verbindung mit untern besten deutschen Künstlern Einarbeiten auf ein ausgeprägtes deutsches Kunstgewerbe und Kräftigung, in welchem Umfange das bestehende bereits jetzt für den Export nutzbar gemacht werden kann.

8. Jährliche Ausstellung der besten Ergebnisse des Handwerks in der Hauptstadt des Reiches mit Ausschließung der besten Handwerker durch die Regierung.

9. Vortreibung, Art und Handwerker in einer Person zu vereinen. Nur genaueste Kenntnis der Materialverhältnisse sowohl in der Zusammenfassung als wie im Verhalten während der Bearbeitung, verbunden mit formenbildendem Gefühl, bringen ein Werk erst reiflich zum Gelingen.

10. Veranlassung einer Zeitschrift, welche der kulturellen Bedeutung des Handwerks gerecht wird, die jeweils besten Arbeiten im Werk bringt und einen sicheren Geschäftsverleger für jede Familie bildet, gleichzeitig auch als Angelegenheit für die Ergebnisse des Handwerks dient.

11. Umbildung einer bestehenden technischen Hochschule in eine Handwerkermeisterchule für nur talentierte Meister und Geistes mit voller handwerklicher Vorbildung bei kostenloser Ausbildung und Unterhaltung für die Beteiligten zu Kosten des Reiches.

12. Inner Veranschlagung, daß die Kenntnis eines Handwerks stets eine geistliche Grundbedingung fürs Leben bildet, einen profitorischen Wert erzeugt, den Volksgenossen häufig fehlt und erneuert, seine künstlerische Talente reiflich auszubilden werden läßt, gewöhnliche Handwerksfertigung jedes Deutschen und jeder Deutschen in Verbindung mit dem bestmöglichen Fortbildungsinstitut.

13. Schaffung und Pflege einer deutschen Mode.

14. Einrichtung von deutschen Werkstätten im Auslande zum Absatz von Qualitätsereignissen und Verbreitung deutschen Geschäfts. In diesen als Kolonien auszubildenden Werkstätten teilweise Unterbringung unserer überflüssigen Volksgenossen, damit verbunden geistliche Behergen, wo die für die Kolonie nicht geeigneten Elemente das erste Sprungbrett zu neuen unterkommen. Einziges deutsche Vertriebsort zu bilden, deutsche Art auch in fremden Ländern zu erhalten und den Volksgenossen ein Stück der alten Heimat zu bieten, soll ihre weitere Aufgabe sein.

Das wäre in den wichtigsten Dingen eine Grundlage für den einmündigen Weg, um dem Handwerk zu helfen und der Stellung entgegenzusetzen, die ihm in Wirklichkeit zukommt. Hier wie nirgends gilt es nun, vor irrtümlich zu helfen, der beste. Vor allem weniger Industrie und mehr Handwerk. Auf diese Weise schaffen wir auch vielen ein Heim auf dem Lande, eine geistliche und freie Sittlichkeit, gesunde Freude an der Arbeit, einen guten Volksgenossen und damit verbunden auch eine odenbüchliche Lebensauffassung.

Haben wir uns mit den Verhältnissen, wie sie uns ein ebenes Schicksal bestimmt hat, ab, zeigen wir uns würdig unserer Arden und bauen mit frischem Mut und neuer Kraft die kommende Zeit, die sich einst in der Geschichte hoffentlich der schönen, von gesundem Lebensgefühl durchdrungenen Biedermeierzeit würdig zur Seite stellen kann. Größte Sparsamkeit, Ehrlichkeit der Lebenshaltung und eigener Fleiß sind die Erfordernisse, die wir dabei erstreben müssen.

Des Adels Blutopfer

Von Max von D. Wilhelm Schuler, Heilbronn.

Winnen Jahresfrist hat der Adel 1783 Blutopfer fürs Vaterland dargebracht. Es fielen in der Zeit von Kriegsanfang bis Ende 1915 aus glücklichem Gütern 185, aus freiherrlichen 454, aus unadeligen 572, aus briefadeligen 552 Personen.

Diese Angaben sind noch unvollständig. Denn die Katholischen Leichenbücher, welche die einzelnen Namen in ihren Ehrenrosten auflisten, enthalten in ihren ur- und briefadeligen Büchern lange nicht alle Adelsgehörigste, die deutsch-ständischen zum Beispiel nur unvollkommen, während die freiherrlichen und gräflichen Register ziemlich vollkommen sind. Wir dürfen also die oben genannte Zahl 1783 mit gutem Recht bis 1. November 1915 auf ca. 2000 abrunden. Wir greifen auch wohl kaum zu hoch, wenn wir das Adels Blutopfer bis zum letzten Augustblut mit 2500 begreifen.

Einige der adeligen Geschlechter haben eine besonders hohe Zahl von Opfern auf den Altar des Vaterlandes niedergelagt. Besonders die Grafen und Freiherren von Wobell, auch die Grafen und Freiherren von Hilow und die Grafen und Freiherren von Arnim. Mehr als 10 bezahlten noch die Knobelsdorff mit 12, die Dörken mit 11, die Koepfer zählen genau 10. Das sind große, stolze Zahlen. Der Adel hat seinen alten Ruhm bedürft.

Besonders rühmlich zeichnete sich eine Familie von Koenig aus; es fielen fünf liebliche Brüder.

Verantwortlich: i. R. Adolf Meber.

Halle'scher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halle'schen Zeitung

nr. 28

Halle/Saale ♦ Sonntag, den 13. Juli

1.9.1.9

Das Gewitter

Erzählung von E. Fabron.

Von jeher waren die feindseligen Nachbarn gewesen, Vater Köppen und Mutter Wendt. Aber sie machten es ganz in irgend etwas gegenseitig ab. Dies Jahr hatte die Wendten schon vom Februar ab reichlich dem Nachbarn über'n Baum geschaut. Was der Herr von seinem einzigen Hühnerpar für Eier erntete! Große, riesige Dinger. Im März sah schon die Alte auf zwölf von diesen Eiern, und im April warfachte sie mit einem Dutzend dammenweider, goldgelber Gänselein.

„Sag mal, Köppen“, rief die Wendten ihm eines schönen Morgens zu, „was nimmst du für deine Gänselein?“

„Gar nicht. Die werden nicht verkauft.“

„Na, ich will dir fünf Mark für das Stück geben. Manzig nicht ich haben, nicht hundert Mark. Und ich gebe dir den richtigen Waiuen dafür, nicht so falschen Falschger.“

Köppen ging ins Haus und klopfte die Tür hinter sich zu. Was er dort in der Dämmerung des Saustflurs vor sich hinmurmerte, kann nicht einmündrei festgehalten werden.

Er setzte drei Gläser auf je fünf Gänselein und fing an zu rechnen. Die ersten und hanz die letzten Gänselein würde er soweit aufziehen, bis sie Federn hätten. Dann brachte das Stück hundert Mark und mehr; im Ganzen rechnete er auf hundert Gänselein — also rund zehntausend Mark. Nicht übel!

Das hätte wohl der alten Wendtschen gehört, ihm seine guten Eier abzulufen! Warum hatte sie ihn im vorigen Jahr zu annehmlich mit dem miserablen Saathfer — nein, die möchte gucken, wo sie was herfrigte. Von ihm laut! — Oder ...? Vielleicht die letzten, hinsten, im Ende Mai? Die brachten ja schließlich noch was; wenn sie die hoch bezahlte, dann konnte sie am Ende welche kriegen.

Wendts Mutters Augen funkelten. Dem alten Gomer wollte sie ihr noch antreiben, der sollte was erleben. Nicht mal der Nachbarn was für gutes Geld verkaufen!

Wenn sie bloß hätte richtig been können! Verkauft hätte sie es ein paarmal, hätte nach Spreewälder Regent geheimnisvolle Kräuter gekostet, sonderbare Sprüche hergehört und dem alten Köppen den schönsten Zauberzauber angewinkt. Aber irgendwie hatte die Sache nicht geklappt. Im Gegenteil, Wendts Mutter hatte bemerkt, daß ihr eigenes Ansehen und Vieh darunter litt.

Da ließ sie das Hezen sein und verfuhrte andere Schliche. — Jetzt vor allem hatte sie der Ehre geiz gepakt, sie wollte den Nachbarn übertrumpfen. Im Regen und Nässe schaffte sie über's Land, ging meilenweit in die Bruchbüsche und brachte richtig eine Menge Käselein heim.

Die Wochen später trippelten bei ihr amanz Gänselein im Gras herum. Und bei Köppen nur noch neunein.

„Ich weiß nicht, was dies Jahr los ist“, klagte er, „die Gänse werden wie die Aflaen. Sie fallen um — und weg sind sie. Du wirst mal leben, von deinen behäftigt du auch nicht viel.“

„Ach, meins is ein guter Schlag!“ verleierte Frau Wendt behaupten.

„Ein hüttig ist, ihm zu sagen, daß seine Gänsechen in diesen Tagen frischen arinen Regen getroffen hatten. Es hätte es selbst anziehen, daß aber nicht verlangt geküßt, es

Köppen zu melden. Warum ließ der so protzig seine kleine Serbe frei herumragen, wo sie wollte.

Die Gänster kamen in Scharen und boten schwindelnde Summen. Sie bekamen aber nichts, die beiden Alten wollten noch sehr viel höher hinaus.

Die letzten amanzig Eier der Köppen waren „klar“ gemelen — einfach klar. Da verkaufte er den Rest seines Vorrats an amanzlose Städter, die behäftigt damit abgaben. Und Mutter Wendt brachte den zahllosen Mund noch schmalzer zusammen — der glanzvolle, schlichte Eier verkaufte zu haben? Aee, die Eier waren ganz gut! Bloß mit einer feinen Nähnadel angepiekt waren sie, sonst nichts.

Niemand hatte die kleine, verkehrte Gestalt gesehen, wenn sie früh um drei Uhr in ihrem Schuppen hantierte, doch an dem Tage, da das Schicksal zu sprechen wünschte, ein schwerses Gewitter heraufzog.

Es kam so idyllisch, daß keine Flucht mehr möglich war — man mußte es draußen aushalten.

Nun war Mutter Wendt, zu dreißig sie sonst war, bei einem Gewitter ganz aus dem Gänsehen. Sie konnte sich nicht helfen, es packte sie mit unbegreiflicher Gewalt, schüttelte sie sich wie zittern und jammern wie ein hysterisches Fräulein. Und vor allem durfte sie dann nicht allein sein. Nein, bloß das nicht!

Köppen hatte rasch den Regenplan von seinem Wagen genommen und ihn als Dach noch über die „Käselein“ gehalten, unter der er genandt und rasch eine Höhe zum Unterdecken ausgepößt hatte.

Krachend schlugen die Donner ringsum, furchtbar rauten die Feuerzungen am Himmel hin, der Sturm raste, der Regen prasselte herab.

Wendts Mutter fauerte ganz hinten in der Höhe, wo sie kaum noch Luft holen konnte und murmelte, unterbrochen durch fürliche Aufschreie, Gebete vor sich hin.

Köppen fauerte als Führer vor ihr, dan und wann verächtlich auf die Kammerde hinabschahend.

Ein schweißgelber Witz ihrer ineinander drückte vor ihnen in die Erde, unmittelbar gefolgt von metallnen Knattern und Dröhnen.

„Kess!“ heulte die Wendten auf, „verschone mich doch bloß diesmal noch, lieber, guter Gott, ich will ja auch nie wieder was Böses tun!“

„Na, meinte Köppen, „wenn das Wort ne Brude ist.“

„Du brüfft mit dich, verurtheilt!“ rief sie auf, „du bist doch nicht better! Lidi, wenn du der Leibel bist, denn het he was tu treten!“

„Verflünnig die nicht“, antwortete Köppen im schönsten Godesdeutsch, „bei Gewitter soll man nicht vom Teufel reden.“

„Sui! Ein neuer Witz! Donnerstags! Witz! Donnerstags! Es war schon wirklich entsetzlich, wenn es auch Köppen nicht rierte. Wenn es nur im Heu angegangen wäre, er hätte sich nicht gern eine Heise angekostet. Und seine Nabe inponierte der Wendten; sie klammerte sich an seinen Arm.

„Wenn wir jetzt sterben müssen“, winstelte sie, „schott, wenn wir wegmüssen, denn kommen wir gleich ins Paradies, Köppen.“

„Ah, was nicht gar! Auereit muß du braten, Wendts Mutter, für alle deine Voshaftheiten. Du hast mich feste betrogen, wo du konntest. Denk an den Saathfer.“

„Na, na“, murrerte sie, „das war ein schlechter Zug von mir.“

„Er merkte, daß dies eine Weichstunde war und nahm sie abziehen vor sich liegen.“

„Und das mit die Gänse?“ fragte er lauend. „Was das etwa kein schlechter Zug?“

„Wah, man'n Köppen?“ Mit die Gänse? Na, du wirst doch nicht denken, daß ich was damit zu tun gehabt habe! Reichen Mogen hatten sie getroffen, das habe ich selber gesehen, dafor kann ich doch nichts. Und daß die letzten amanzig Eier klar waren, soll ich etwa — hä i i i —“

„Sie lachte gellend auf. Im selben Witz war ihr in die Rede gefahren, und jetzt drönte die ganze Erde vom Donner.“

„Lüge man jetzt nicht!“ mahnte Köppen. „Mit einer Rüge soll man nicht abfahren...“

„Ach, lieber, lieber Gott, nein, laß mich doch leben! Ich will ja auch die Wahrheit sagen — ich — ja; ich hab's ja getan — au, Köppen, laß meine Kam los — bloß mit ne lange feine Nähnadel — zu sehr hatte mir das gegraert, daß du mit bloß fünf dann meiereckaufst für fünfzehn. Und keine Eier wollst du mich verkaufen, und du hast doch noch dreißig und ich bloß zweihunddreißig.“

„Wie ein Schraubstock hielt er ihre Gans unflammend.“

„Du altes Rabenauge!“ sagte er ganz ruhig, „du hast die Eier angekostet! Vor das Gericht bring ich dich —“

Es entlind ein großes Gebell und Wüten und Flehen, dramatisch begleitet vom Murren der Elemente.

„Amanzig Gänselein über die Strafanzeige!“ beharrte er.

„Du hast mich doch aber auch betrogen —“

„Beweise mir das!“ sagte er salomontisch.

Da quate ein Sonnenstrahlchen im Westen hervor und bewirkte Ertaumliches.

„Beweise du mir die Bieferei!“ antwortete ihm plögllich mutig die Wendten. „Die Eierchen hast du ja verbrannt.“

„Ich werde dich...“ drohte er. Aber stink wie ein Mieselweizen, die sie herausgeschüttelt aus der Höhe und stand drauher im letzten, feinen Sprühregen, zugleich beidenden von der lachenden Sonne.

„Du wirst mir forntist!“ rief sie spit. „So'n Gewitter macht einen ja ganz böß im Kopf, da rehet man lauter dummes Zeug. Werst du das man, was ich da gefolgt habe, es war alles nicht wahr.“

„Er stand neben ihr und blüfte sie immer noch gefährlich an.“

„Schaffpart“, sagte er. „Du gibst mir zehn Gänselein und behäftigt immer noch zweihundanzig.“

„Was? Du willst vierzig haben und für mich fünf zweihundanzig genug? Naha — behä — ich bin doch nicht verriert!“

Gottfried Keller

Am feinem 100. Geburtstag am 10. Juli.

Von Anselma Seine.

Ich weiß nicht, ob die augenblühende Jugend ein rechtes Verdienst als Keller findet. Er ist so gar nicht gewaltig, launig und schicklich, teilt er aber Verdienst auf dem gewöhnlichen Gist. Dagegen fordert er ein hülles Aufmerksam bei seinem Refer, eine gewisse Ruhe und den Willen zum Genießen. Lauter Dinge, die der junge Mensch heute nicht besitzt oder nicht liebt. Früher freilich, zur Zeit, da der bereits langsam alternde Schwärzer Gedicht in Deutschland bekannt zu werden begann, waren es gerade wir Jungen, die damit zu fingen, ihn zu lieben. Denn wir waren der matten Kofenbarke lalt, die uns von den Dudscheit unserer zeitgewöhlichen Dichter entgegenbrachte, wir fühlten ihn die ersten Wellen der naturwissenschaftlichen Alexandererregungen an uns herandrängen, schenken uns nach Wirklichkeit in der Erziehung, und hätten doch nicht die kraße Gendtschreibung der späteren sozialistischen Naturwissenschaften tragen können. Da gab uns Keller Wirklichkeit mit Kraft und Schönheit zugleich. Er zeigte Menschen aus im romantischen Alltag; er verstand, was Wüßer noch im fernen Dedeale in dem Gremirigen, der unergründlichen Schwermühsheit einzufließen.“ Seine reiche Phantasie hielt auf dem Grunde geänder Trödenheit, ohne den einmal nichts Rechtes und Gewandwichtiges werden kann, was Wüßer fortfährt.

Keller war in Zürich geboren. Seiner Vater verlor er, da er kaum fünf Jahre alt war, doch bei später immer wieder für das größte Unglück erklärt, das ihn habe treffen können, da ihm, seiner vertrauten und einfühlsamen Natur nach, die Hand eines liebevollen, Augen flühenden so bitter nicht gewesen wäre. Und gewiß hätte er bei seinem Vater auch in seinen künstlerischen Neigungen verlässliche Förderung finden können, denn in dem geschätzten Dreckermeister selber, der schon Lebenslang, tatkräftig und für alles Schöne empfänglich war, liehte vielleicht allerlei Künstlerum. Die Mutter dagegen, meist geborend, sorgsam und mühsam, gedörte zu den armenigen Kreaturen, für die das Wort „Freude“ nicht vorhanden war. Das Kind soll unbenutzt unter der Beschäftigung seines Zuhause.

Er war kein lautes Kind, mehr bescheiden als lässig, und fand sein größtes Glück darin, die Natur zu beobachten und ihre Formen sich einzuprägen. Er ließ sich zeichnen und malte er. Und als er wegen eines brüchigen Streiches in seinem fünfzehnten Jahre aus der Zürcher kantonalen Industrielehre entlassen wurde, begann es sich regelrecht auf den Vaterberuf vorzubereiten.

reiten. Dächtig genug. Von einem unflüchtigen Lehrer angeleitet, blieb er eigentlich im Westen fast selber und sein Künstlerisches Feingefühl angewiesen. Zuletzt durfte er nach München gehen und auf der Malakademie studieren. Auch dort wurde ihm nicht viel für ihn Zugänglich beigebracht. Nach der Natur wurde damals überhaupt nicht gelehrt, nur anerkanntes Gedächtnis. Sein Wüßer Leben, anfangs übermäßig und vergnügt, wurde ihm bald durch Gehmangel verfür. Er hungerte und Warte und malte schließlich Fohlenstangen an, um Geld zu erwerben. Als eine Wit verlorener Sohn lebte er nach Zürich zurück und begann nun in seiner Stellung zuarbeiten. Art sich selber zu beschäftigen, was wohl auch ihm wachsen würde. Die Natur blieb ihm dabei die Quelle aller Eingegebenen. Auch in der Dichtkunst. Denn unversehens hatte er begonnen, zwischenzeitlich Gedichte zu machen. Mit der Sicherheit eines Menschen, der Kräfte in sich schlafen läßt, worte er auf seine Stunde. „Wah, hält sich muschelndlich“, schreite er einmahl, „denn bewegt sich die Welt um ihn. Auch der künstlerische Mensch darf die Dingen nicht nachgeben. Denn wer in einem feinsten Dinge mitzählt, kann denjenigen nicht zu begehren wie der, der am Wege steht.“

Keller schreibt einmal an Sturm, der ihm erzählt, wie schön sein neues Arbeitszimmer im Sonnenfisch (Kette) er (Keller) söge es vor, in einem behüteten Raume zu sitzen und hinauszuweisen in besonnte Landschaft.

Kummer hat er es so gehalten. Und davon gelitten. Es fehlte in dieser Aufzucht, die sich Keller selbst in jungen Jahren zuerstellte, und an der er sein Bestes schickte, ein gut Teil Resignation. Und Keller ist gewiß nicht nur von seinem nachdenklichen Temperament dazu bestimmt worden, sie festzuhalten. Begehrungen hat dazu wahrhaftig keine äußere Erziehung, die nichts Schwebendes an sich hatte. Sein fuyer Kopf mit den schon geschätzten bunten Fäden und dem dicken dunkeln Bart, der fast massenhaft alle entsehbenden Gesichtszüge verdeckte, sah auf einem schmalen, kurzbeinigen Körper, was fast bedauerlich wüß. Den Frauen gegenüber war er wenig feilschhaft. Er, der so oft lächeln sehen geliebt hat, blieb immer einsamer Jungmannlein. Und doch hat, neben Goethe, sein Anderer Erziehung und Weten der Frauen so sicher und mit so klaren Herzen gezeigt wie eben er. Wenn sie er mit großer Liebe rechte und schöne Ringelein schickte, im Gespräch zu ihm selber, das Gind erweiten und festhalten. Seinen eigenen Kopf aber hat er mit schmerzlicher und doch liebevoller Aufzuchtigkeit im „Wirren Geirich“ gezeichnet.

Es ist sonderbar, daß dieses Weihnachtsbuch, das so ganz persönlich ist, in Wezin entlind. Denn dazwischen ging Keller,

nachdem er in Heidelberg Philosophie studiert und sich nun mit Weidener der Wortkunst erproben hatte. Zell festes es so, als ob die heile Weihnachtsbuch erst entstehen konnte, wenn sich die Fremde zwischen den Erzähler und seine allgegenwärtige Umgebung geloben hat. Eine gewisse Entfernung mag nötig sein, um sich zu gewinnen für die Eigenmächtigkeit des Zimmermanns, gelobten und Erzähler. So ist in diesem hübschen Weihnachtsbuch Keller's, an dem er lange und oft mühsam schrieb, durchaus nichts Weirliches zu finden, trotzdem es im Schatten der Dreifaltigkeit in der Weidenerstraße geschrieben worden ist. Keine Allernst nicht durch die Schilberungen und Gedächtnisse des Romans. Keller hat dem Buch später eine neue, geordnete Fassung gegeben. Der Selbstmord des Vaters mochte in seine gereizte Anschauung nicht hineinpassen, ihm seine Lösung scheinen. Wanches ist abgemindert worden, das in der ersten Weidenerficht. Untermann werte, anders annuliger geläutet. Aber auch in Erzähler. So ist in diesem hübschen Weihnachtsbuch zur Erzählung: Seine Gesundheit und Geligkeit, das tiefe Gefühl für Recht und Vernunft, sein Selbstvertrauen allem Geordneten, Erprobten. Und dabei die unversehrte Freude an Fortgehen und Froben, die Kraft seiner Bilder. Wie behält ein Gedicht am Leben. So wie sie das Leben selber erfindet. Worte, bis ihr ursprünglicher Sinn wieder neu wird. Vor allem aber tritt schon hier sein wachstümlicher Humor hervor. Sein Spott ist bei der gutachten bolsämigen Welt, manömal herb, aber nie vergriffen. Er schneidet, um zu heilen, nicht um zu verwunden. Wüßer findet man der Folge der Verengtheit bei Keller, von der sich seine Menschen als Narren abheben, „let es als schüme, denen nicht zu helfen ist, sei es als selbsthäre, die mit einem blauen Auge dabonkommen.“ Er verheißt es mit Künftigkeit, ohne Wüßer. Strofen zu erinnen für die Verleeder am Leben. So wie sie das Leben selber erfindet. Eine heitere Gerdächtnis berst in allen diesen Lebensbüchern.

Gottfried Kellers Produktion ist nicht sehr groß, seine Zeitgenossen haben ihm Ertragheit vorgezogen. Nach der Weidenerficht. Schöpfenzeit wieder nach Zürich zurückgekehrt, erhielt er dort das Amt eines Stadtschreiber, das er mit Gemüßigkeit befüllte und nicht verließ. Während dieser Zeit schrieb er wenig Poetisches. Seine Gedichte waren herausgegeben, und die Begehrung für Freiheit und Recht, die darin sprach, ward fürer auch diejenige seiner Wüßer zu Freunden, die feiner Wüßer Dichtung nach verständiglich gegenüberstanden.

Der ganz Alte erlachte die Lorbeeren und Euren ein, die den Jungen gefreut und geföhrt hätten. Er tat es mürrisch, einleuchtend und mit rauhen Worten. Seine Grobheit gegen Betluder war geföhrt. Im Jahre 80 starb er.

